

## Fremdes Land - Heimatland

### Prolog

Wer ist für uns ein Fremder? Was ist - das „Andere“? Wer ist als Guest wohl gelitten oder gar als Freund erwünscht?

Die Antworten auf diese Fragen sind nicht so einfach zu finden, wie man auf den ersten Blick glauben könnte! - Im Griechischen sind die Wörter für den Fremden und den Gastfreund eng benachbart, ebenso im Lateinischen die Begriffe für den Feind („hostis“) und den Gastfreund („hospes“).

In der Geschichte Tirols spielen Abwehrkämpfe gegen äußere Eindringlinge, im Inneren der Kampf für Einheit und Geschlossenheit in ethnischer, kultureller und religiöser Hinsicht eine große Rolle. Konsequenz war allerdings allzu häufig eine kompromisslose Haltung gegen Anders- und Fremdartiges. Der Historiker Horst Schreiber merkt dazu recht treffend an:

*„Lange Zeit dominierte eine rückwärtsgerichtete, antiaufklärerische Grundstimmung, die von Heimat sprach und Ausgrenzung meinte, die sich Demokratie auf die Fahnen heftete, aber auf geistige Gleichschaltung abzielte, die Glauben predigte und Intoleranz verbreitete.“*

Propagiert wurden ein kerniges Tirolertum und der Mythos der sesshaften, in Heimatliebe an die Scholle gebundenen Bauern.

### Saisonwanderer

Dieses Bild hat aber mit der Situation im alten Tirol wenig bis nichts zu tun:

Nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618 – 1648) zogen jahrzehntelang tausende von Oberländer Kleinbauern jeden März auf Saisonarbeit nach Deutschland, zahlreiche Dörfer waren bis November regelrecht entvölkert. Den zum Überleben nötigen Lebensunterhalt konnte man nur in der Fremde finden; die Äcker und die 2 -3 Stück Vieh wurden während der Zeit der Abwesenheit von der Ehegattin und den zu Hause gebliebenen Kindern betreut. Die Not machte erfinderisch, wie das Beispiel von Männern aus Imst und Tarrenz zeigt, die Kanarienvögel züchteten und ihnen im Winter Kunststücke anlernten. Der hausierende und auf Märkten präsente Tiroler wurde in ganz Europa zu einer bekannten Gestalt, die man mit vielen Klischeebildern verband. Als einige Tiroler bemerkten, dass sie in ihrer Tracht als exotische Wesen angesehen wurden und mit ihren Späßen und Gesängen Geld verdienen konnten, war eine neue Erwerbsmöglichkeit gefunden. Die Entwicklung ging sogar so weit, dass das Wort „Tyroler“ im Ausland gleichbedeutend mit einer „lustigen Figur“ wurde.

Im Ausland mussten sich die Tiroler einfügen und anpassen, hatten zudem mit dem Spott der Einheimischen zu kämpfen. Die eintönige Arbeit in zum Teil schlechter Luft, der ungesunde Akkord, das Bewusstsein großer Unfreiheit und Abhängigkeit in der Fremde, die ablehnende Haltung vieler Einheimischer waren keine verlockenden Aussichten, die Heimat für immer zu verlassen; die Sehnsucht bei den dem bäuerlichen Milieu entstammenden Tirolern nach Sonne und Weite (!) ist gut vorstellbar: In den überstürzt anwachsenden Vorstädten Zürichs und Berns – wichtigen Zielgebieten der Oberländer im 19. Jahrhundert – waren die Lebensverhältnisse prekär, es dominierten überbelegte, dunkle, feuchte und dennoch teure Wohnungen. Trotz harter Arbeit musste man mit der Familie von der Hand in den Mund leben. Daheim erregten die Saisonwanderer wiederum Argwohn aufgrund mitgebrachter neuer Gewohnheiten und Ausdrücke; fehlte es an Geld, wurden sie sehr rasch als Taugenichtse abgestempelt.

### **Kinderarbeit**

Parallel zur Migration der Bauhandwerker kam es aufgrund der bitteren Armut vieler Familien zu den Wanderungen der 8 – 14jährigen „Schwabenkinder“ aus Vorarlberg, Tirol und Graubünden ins württembergische Oberschwaben, nach Bayrisch-Schwaben und nach Baden; treffender wäre aber wohl die Bezeichnung „Kinderarbeiter“, zumal sich die Tätigkeit von jener erwachsener Knechte und Mägde kaum unterschied. Dazu gehörte nämlich neben der Stallarbeit die Milchverarbeitung, das Entfernen der Steine auf den Wiesen im Frühling oder das Torfstechen im Herbst, bei Mädchen die Mitarbeit in der Küche. Treibbuben mussten die vorgespannten Pferde, die der Bauer hinter dem Pflug nicht in der Gewalt hatte, im richtigen Rhythmus antreiben. Dies stellt eine Anforderung an die Körperfunktion dar, welche deutlich über jene beim Viehhüten hinausgeht. Zudem begann der Arbeitstag zwischen 4 und 6 Uhr, in Erntezeiten auch bereits um 3 Uhr, und dauerte bis in die späten Abendstunden.

Die Kinder waren von der gesamten Schulkultur ausgeschlossen, in der die Einheimischen aufwuchsen. Damit kommt letztlich auch eine Deklassierung des Volkes zum Ausdruck, aus dem die Migranten kamen. Diese waren zwar wohlgelebt, aber nicht integriert, blieben Fremdarbeiter, von denen man geduldige Einfügung erwartete, wenn man dies auch nur selten offen aussprach. Die oberschwäbischen Kinder sahen in ihnen Fremde, die man wegen ihres Dialekts und der geringen Bildung verspottete und in Raufereien verwickelte. Für die Knechte und Mägde waren sie Eindringlinge und minderwertige Menschen, die ihren Arbeitsplatz gefährdeten; selbst in bitterster Armut lebende junge Württemberger hätten zu diesen schlechten Bedingungen niemals freiwillig in Oberschwaben gearbeitet.

Von daher schlossen sich die Hütekinder untereinander zusammen, trafen sich in der spärlichen Freizeit am Sonntag mit Leidensgenossen in der Kirche zur Messe und schöpften Kraft für die noch abzudienende Zeit. Verachtet und ausgenützt, entwickelte sich einerseits durchaus ein Gruppenbewusstsein, andererseits aber auch das Gefühl einer konstanten Fremdheit, was auch verhinderte, dass sich eine größere Zahl der Vorarlberger und Tiroler zum Bleiben entschloss und ansässig wurde. In der Heimat fielen die Kinder nicht nur durch bessere Kleidung auf, sie hatten auch Ausdrücke des fremden Dialekts aufgenommen – und „schwäbelten“. Man lachte sie vor allem in der Schule aus, wo es dann mitunter sogar hieß: „Jetzt kommen die Schwaben wieder!“ Es dauerte einige Wochen, bis die schwäbischen oder bayerischen Ausdrücke allmählich wieder verschwanden.

### **Auswanderung nach Übersee**

Viele Tiroler verließen aber auch für immer ihre Heimat. In den Jahren 1857 und 1868 wanderten 480 Oberländer nach Pozuzo am Ostabhang der Anden im peruanischen Bergurwald aus, die Mehrzahl davon kam aus dem Tiroler Oberland. Darunter befanden sich zahlreiche Jenische („Karrner“, „Dörcher“), denen die Heimatgemeinden „großzügig“ die Überfahrt bezahlten, um sie für immer los zu werden. Wie schlecht es den armen Leuten in Tirol gegangen sein muss zeigt der Umstand, dass sich die Auswanderer von 1868 trotz der sehr negativen Erfahrungen der ersten Gruppe entschlossen, nach Peru auszuwandern.

In einem zeitgenössischen Bericht kann man über den Abschied von der Heimat folgendes lesen:

*„An herzerschütternden, aber auch an empörenden Szenen fehlte es nicht. Ein Mann nahm sein kleines Kind mit auf die Wanderung. Eine Verwandte flehte ihn auf Knien an, ihr den kleinen mittellosen Wurm zurückzugeben, sie würde ihm Mutter sein. Der Mann stieß sie mit den rohesten Ausdrücken zurück und sagte: Wenn es schon zugrunde gehen sollte, so sei es um das Kind nicht schade. Ein anderer Mann verlor, als es zum Abschied kam, plötzlich Lust und Mut, mitzugehen, und er war auch nicht durch das Zureden seiner Angehörigen zum Einsteigen in den Waggon zu bewegen. Als diese ihn am Arm ergriffen und zum Einsteigen zwingen wollten, nahm sich das herumstehende Publikum in sehr energischer Weise seiner an und entriss ihn den Händen seiner Genossen. Beim dadurch entstehenden Handgemenge bedurfte es des kräftigen Einschreitens der Polizei, um die Erhitzten auseinander zu bringen.“*

Seit 1870 kam es zudem vor allem aus dem Oberen Gericht zu einer Auswanderung nach Nordamerika, Hauptziel war Chicago. Im Jahr 1902 haben sich im Bezirk Landeck 43 junge Männer der Stellung entzogen, bei nicht weniger als 13 ist vermerkt, sie seien in Amerika!

Die Briefe der Ausgewanderten erreichten die Heimat und führten häufig zu einer erheblichen Nachwanderung. Diese wurde noch durch den Umstand verstärkt, dass erfolgreiche Tiroler „Patrone“ Landsleute nachholten. Seit 1889 wurden Passagiere, die auf dem billigen Zwischendeck gereist waren, in der Quarantänestation Ellis Island einem Gesundheits- und Bildungstest unterzogen; etwa 10 Prozent schickte man zurück – so etwa vollständig Mittellose, geistig Kranke oder mit ansteckenden Krankheiten Befhaftete.

Von den Amerika-Auswanderern brachten es einige zu beträchtlichem Reichtum; etwa ein Viertel ist aber wieder zurückgekommen, teils aus Heimweh, teils, weil man sich an die neue Heimat nicht gewöhnen konnte.

### **Verkehrserschließung und Industrialisierung**

Erst mit dem Bahnbau kam es zu einer starken Zuwanderung in die Tiroler Notstandsgebiete. In St. Anton befanden sich die Fremden gegenüber den Einheimischen während des Arlberg-tunnel-Baus (1880-1884) sogar in einer 8:1 Mehrheit. Den 500 Einheimischen standen 2.500 Arbeiter sowie deren rund 500 Angehörige und Kinder gegenüber, für deren Versorgung nochmals rund 1.000 Menschen einschließlich der Angehörigen beschäftigt waren. Ihre Herkunft war von den Unternehmern bestimmt, die den Auftrag für den Tunnelbau erhalten hatten. Giacomo Ceconi, einer der größten Unternehmer der Monarchie, hatte mit seinem Stammpersonal, das mit ihm von Baustelle zu Baustelle zog, schon mehrere Bahnlinien gebaut. Seine Arbeiter kamen in erster Linie aus den Provinzen Friaul, Belluno, vor allem aber aus dem damals noch österreichischen Trentino. Welschtirol hatte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts den Anschluss an das Industriezeitalter nicht gefunden, die Agrarproduktion litt wie im westlichen Tirol unter der extremen Besitzersplitterung: Rund 87 Prozent des Landbesitzes wurden von Kleineigentümern bewirtschaftet, die rund 3 ha besaßen, wovon im Durchschnitt aber sechs Personen leben mussten. Der Niedergang der anderen Haupterwerbszweige – des Bergbaus, der Seidenspinnerei und teilweise auch des Weinbaus – stürzte das Land zwischen 1870 und 1890 in eine schwere Krise, die sich verheerend auf die Lebensverhältnisse der landwirtschaftlichen Hilfskräfte, Taglöhner, Handwerker und Kleinbauern auswirkte. Da die Bahntrasse sowohl im Stanzer- als auch im Klostertal wegen der ungünstigen Geländebedingungen großen Belastungen ausgesetzt war, mussten auch in den Jahren nach der Inbetriebnahme weitere Baumaßnahmen getroffen werden. Die Bahn wurde ein bedeutender Arbeitgeber, der für den Zustrom zahlreicher ortsfremder Arbeitskräfte sorgte, zumal die Tiroler Bauernsöhne zunächst eine für den Außenstehenden seltsame Scheu zeigten, Eisenbahner zu werden. Zahlreiche Arbeiter aus dem Trentino fanden daher im Oberland Beschäf-

tigung und eine neue Heimat, wovon das Landecker Telefonbuch heute noch beredt Auskunft gibt.

Auch in den um die Jahrhundertwende entstandenen Landecker Textil- und Karbidfabriken griff man zunächst auf billige ausländische ArbeiterInnen zurück, was die junge Arbeiterbewegung zu heftigen Attacken auf die dafür „verantwortlichen“ französischen und schweizerischen „Kapitalisten“ veranlasste:

*„Oft sind es ganze Familien, die im Betrieb beschäftigt sind, welche auf die Straße geworfen werden. Ersatz ist ja durch einen bezahlten Agenten in Südtirol oder Italien leicht zu finden. Man verspricht diesen armen Menschen schöne Löhne, lockt sie aus ihrer Heimat fort und bringt gleich ganze Waggons italienischer Mädchen nach Landeck. Hier werden sie allerdings gewahr, dass sie auf den Leim gegangen sind. Nur ein paar Tage Beschäftigung in dem Betrieb genügen und gerne möchten sie wieder heimwärts, wenn die Mittel dazu vorhanden wären. (...)“*

Viele einheimische Bauern standen nämlich nicht nur der Bahn, sondern auch der Industriearbeit ablehnend gegenüber und waren nicht damit einverstanden, dass Frauen und Töchter in einer Fabrik Erwerb fanden.

### **Fremd in der Heimat**

Erst nach dem Ersten Weltkrieg sollte man dann stärker auf einheimische Arbeitskräfte zurückgreifen. Die kritische Wirtschaftslage führte zu einer Suche nach Schuldigen und Feindbildern - in vielen Gemeinden Tirols war es lange Zeit ein „Antisemitismus ohne Juden“. Der Ausspruch „*Der ist ein Jud!*“ stand allgemein in Verwendung, wenn von unverschämt hohen Preisen die Rede war.

Tatsächlich war dann aber z. B. der jüdische Kaufmann Edmund Gansl im Landeck der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts weitum bekannt aufgrund der günstigen Preise und der guten Qualität seiner Textilien. Eine Paznauner Bäuerin soll denn auch zum SA-Posten, der sie nach dem „Anschluss“ im März 1938 am Zutritt ins Geschäft hindern wollte, gesagt haben: Sie kaufe beim Gansl ein, denn die Juden wären in der Stadt drinnen!

In St. Anton war es der Tourismuspionier Rudolf Gomperz, der die wichtigsten Grundlagen für die heutige Rolle des Ortes als Wintersportzentrum schuf. Der Sohn angesehener jüdischer Eltern war in Wien aufgewachsen und hatte sich nach der Jahrhundertwende in St. Anton niedergelassen. Gomperz wurde für den Bau der Galzigbahn initiativ, die Familie war im Ort sehr beliebt. Nach dem „Anschluss“ entzog man ihm seines Postens als Leiter des Verkehrsbüros, die beiden Söhne, von denen die Ehefrau nun behauptete, es handle sich um „Arier“, tra-

ten der SS bei. Rudolf Gomperz musste St. Anton am 20. Jänner 1942 verlassen; mit dem „22. Judentransport“ kam er nach Minsk, dort verlieren sich seine Spuren. Nach dem Krieg wurden seine Leistungen lange Zeit totgeschwiegen, bis man sich nach Jahrzehnten allmählich wieder seiner aufgrund der Forschungen von Ing. Hans Thöni erinnerte und im Jahr 1995 den Beschluss zur Errichtung eines Mahnmals fasste. Das englische Wort „remember“ – erinnern – bedeutet denn auch wörtlich „wieder zum Mitglied machen“.

Edmund Gansl hatte schmerhaft zur Kenntnis nehmen müssen, dass es ihm nichts geholfen hatte, in sein Schaufenster ein Dokument zu kleben, das belegte, im Ersten Weltkrieg mit großer Tapferkeit für Österreich gekämpft zu haben. Die Nationalsozialisten machten Menschen zu Fremden in ihrer Heimat, brachten aber auch zehntausende in schwere Gewissenskonflikte: Durch das Abkommen zwischen Rom und Berlin vom 21. Oktober 1939 wurden die Südtiroler vor die Alternative gestellt, entweder für die deutsche Staatsbürgerschaft zu optieren („Treue zu Deutschland“) und in das Dritte Reich auszuwandern oder aber die italienische Staatsbürgerschaft beizubehalten („Treue zur Heimat“) und damit in Kauf zu nehmen, im faschistisch regierten Italien Sprache und Kultur aufzugeben. Die Südtiroler wurden in Nordtirol keineswegs mit offenen Armen aufgenommen, wie sie zum Teil schon bei der Ankunft am Bahnhof feststellen mussten. Vor allem waren sie aber mit dem Neid der ansässigen Bevölkerung wegen der neuen Wohnungen konfrontiert; die aus ländlichen Gebieten kommenden Südtiroler fanden sich aber auch an ihrem neuen Arbeitsplatz in der Industrie nur schwer zurecht. Das Leben auf engem Raum führte zu zahlreichen Konflikten mit den Mitbewohnern, was den Neuankömmlingen wiederum den Vorwurf der Undankbarkeit eintrug; die relativ hohe Zahl straffällig gewordener Südtiroler festigte die ohnehin vorhandenen Vorurteile bei vielen „Altansässigen“. Viele Einheimischen übersahen, dass die Neuankömmlinge überhaupt nicht repräsentativ für die Südtiroler Bevölkerung waren, zumal sie aus jenem Teil der Bevölkerung kamen, der meist keine qualifizierte Berufsausbildung hatte, geschweige denn über Besitz oder Vermögen verfügte. Wie schon in Südtirol waren sie auch in der neuen Heimat jenen Vorurteilen ausgesetzt, welche große Teile der Bevölkerung Fremden oder generell sozialen Unterschichten gegenüber hegten (man sprach von „Pofel“, d. h. minderwertigen Menschen). Mehrere aus Südtirol stammende Zeitzeugen äußern sich jedenfalls dahingehend, man sei von den Nordtirolern „so behandelt worden wie die Türken heute.“

### **Wirtschaftlicher Aufschwung**

Nach dem 2. Weltkrieg gab es in Tirol zahlreiche Großbaustellen, darunter jene in der Runserau (Gemeinde Fließ) und im Kaunertal. Um die Stauseen und Stollen anzulegen, benö-

tigte man viele „Buggler“, Schwerarbeiter also, die vor allem aus Kärnten und der Steiermark ins Oberland kamen. Für die Bevölkerung waren es die von Baustelle zu Baustelle wandern den „Baraber“, mit denen man Besäufnisse und Schlägereien assoziierte. Dieses Bild ist auf jenen kleinen Teil der Bauarbeiter zurückzuführen, der das hart verdiente Geld an den freien Tagen im Wirtshaus verschleuderte.

Ehemalige Bauarbeiter schildern die Tiroler der 50er und 60er Jahre als fromme, religiöse, sehr wortkarge Leute mit hartem Kopf und einer ganz zentralen Rolle des Familienoberhaupts; vor jedem zweiten Haus habe es einen „Herrgott“ gegeben. Generell sei man Fremden gegenüber distanziert und misstrauisch eingestellt gewesen, der Pfarrer von Fließ habe sich auf der Kanzel sogar zur Behauptung verstiegen: „*Der Fluch Gottes ist über unsere Ortschaft gekommen!*“

Jene Arbeiter, die später nicht mehr nach Tirol gekommen sind, haben dieses Bild vom „Heiligen Land“ zum Teil bis zum heutigen Tag konserviert. Andere, die Jahrzehnte später wieder ins Oberland zurückkehrten, registrierten irritiert „gewaltige Veränderungen“ und fanden das alte Fließer Bauernhaus, in dem sie gewohnt hatten, im Kramsacher Höfemuseum wieder.

Diese Veränderungen sind vor allem auf den Tourismus zurückzuführen. Bei der Volkszählung des Jahres 1981 verfügten die Bezirke Landeck und Imst erstmals über mehr „Fremdenbetten“ als Einwohner. Es konnte nicht ohne Auswirkungen auf die Bevölkerung bleiben, wenn im Land im Tagesdurchschnitt 115.000 „Gäste“ beherbergt werden, selbst der entlegenste Hof war nun vom Massentourismus beeinflusst. Im Paznaun, wo nach dem Krieg noch der Schmuggel von Butter und Nylonstrümpfen nicht wegzudenken war, konnte der „Tourismusvisionär“ Günther Aloys nun philosophieren:

„*Die Beherbergungsbetriebe neuen Stils prägt ein authentisches Design aus heimischen Materialien. Gäste relaxen am offenen Kaminfeuer, auf Felldecken, in Norweger Pullovern aus Cashmere, in einer Atmosphäre von Glamour und Tiefe. (...)*“

Hatte man in der Nachkriegszeit um die kleinste landwirtschaftlich nutzbare Fläche gestritten, so wurden nun immer mehr Wirtschaftsgebäude umgebaut und andererseits Versuche unternommen, Anreize für die Bewirtschaftung durch die Einführung von Mähprämien zu geben. Bissig, wie er selbst zugibt, merkt Josef Nussbaumer in seiner „Wirtschafts- und Sozialgeschichte Tirols“ an: „*Hat man früher die Kühe gemolken, so sind es heutzutage die Fremden.*“ Im Buch, 1992 erschienen, ist noch von „Fremden“, „Fremdenverkehr“ und „Fremdenverkehrsverbänden“ die Rede. Heute wird der Ausdruck „Tourismus“ verwendet, was der TT-Journalist Peter Plaikner ein „*Meisterstück an Marketing*“ und ein „*Musterbeispiel für Selbstverleugnung*“ nennt.

## **Von „Gastarbeitern“ zu „Migranten“**

Der Tourismus leistete jedenfalls einen wesentlichen Beitrag zum wirtschaftlichen Aufschwung Österreichs nach dem Krieg. Mit der Hochkonjunktur der 1960er Jahre stieg der Bedarf an Arbeitskräften so stark an, dass er mit inländischen Arbeitskräften nicht mehr gedeckt werden konnte. Das erste Anwerbeabkommen Österreichs wurde im Jahr 1962 mit Spanien vereinbart, es folgten Abschlüsse mit der Türkei 1964, mit Jugoslawien 1966 und mit Tunesien 1970. Man ging seitens der Politik jedoch davon aus, dass diese „Gastarbeiter“ nach einer gewissen Zeit wieder in ihre Heimatstaaten zurückkehren würden, wenn die Konjunktur in Österreich nachlassen sollte. Die Diktion „Gastarbeiter“ ist euphemistisch zu verstehen, denn die meisten dieser Migranten wurden nicht wie „Gäste“ bevorzugt behandelt, sondern als Arbeitskräfte gebraucht, allzu oft auch ausgebeutet. Der ursprünglich geplante Wechsel in einem vorgegebenen Zeitintervall (z. B. alle sechs Monate) war weder im Interesse der Unternehmer noch im Interesse der Migranten selbst, von denen viele eine Familie gründeten oder ihre Familienangehörigen nachholten. Im Lauf der Zeit übernahmen die Zuwanderer immer mehr Jobs, für die keine Einheimischen mehr zu finden waren.

Ein Höchststand von „Gastarbeitern“ wurde im September 1973 erreicht, als in Tirol mehr als 19.000 ausländische Arbeitnehmer tätig waren, was mehr als 10 % der Gesamtbeschäftigen entsprach. Die Skepsis gegenüber diesen ausländischen Arbeitnehmern wuchs spürbar im Gefolge der Rezessionsjahre 1974/75, während hochqualifizierte Arbeitskräfte, kapitalstarke Unternehmer oder hervorragende Sportler aus dem Ausland weiter mit offenen Armen empfangen wurden. Zu diesen erwünschten oder zumindest akzeptierten Fremden zählten schließlich auch der Pizzabäcker um die Ecke, der Betreiber des Chinarestaurants, im Lauf der Zeit dann auch der Kebabunternehmer.

Mitte der 1980er Jahre registrierte man nur mehr rund 11.000 Arbeitskräfte mit ausländischer Staatsbürgerschaft. Zu diesem Zeitpunkt sind sich die meisten nichtösterreichischen Arbeitskräfte nicht zuletzt unter dem Einfluss der bereits hier aufgewachsenen jüngeren Generation bewusst geworden, dass sie sich in Österreich dauerhaft niedergelassen hatten. Der Fall des Eisernen Vorhangs, vor allem aber der Zerfall Jugoslawiens und die daraus resultierenden Kriege (v. a. Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Kosovo) führten in den 1990er Jahren wieder zu einer verstärkten Zuwanderung. Hinzu kam noch eine deutliche Zunahme der Wanderdistanzen, die Migranten auf sich zu nehmen bereit waren (z. B. aus Tschetschenien, Afghanistan, dem Irak, Nigeria), eine deutliche Verkürzung der Wanderungszeiten, zum Teil

aber auch die Übernahme von Organisation und Planung durch Hilfs- und Unterstützungsnetze wie Schlepper- und Fälscherorganisationen.

Ist es allerdings für EU-Bürger seit 1995 sehr einfach geworden, in Tirol zu arbeiten, so wurde es für Bürger anderer Länder aufgrund der von der Bundesregierung jährlich festgesetzten knappen Quoten nahezu unmöglich, im Land Beschäftigung zu finden. Die Gesamtzahl der ausländischen Arbeitskräfte wurde seitens der Politik zunächst mit 10 % und ab 1994 mit 8 % des Gesamtarbeitskräfteangebots (Beschäftigte und Arbeitslose) beschränkt. Einwanderungswillige benötigen nicht nur eine Aufenthaltsbewilligung, sondern auch die Nachweise von Lebensunterhalt und Wohnmöglichkeit.

2004 lebten 692.281 Personen mit Hauptwohnsitz in Tirol, 69.201 davon gehörten einer anderen Nationalität an, von denen wiederum etwa ein Drittel als EU-Ausländer gelten. In der Wahrnehmung vieler Tiroler sind aber auch bereits eingebürgerte Menschen immer noch Ausländer; rechnet man diese hinzu, kommt man auf insgesamt rund 100.000 Personen. Fremde und Ausländer werden von vielen nur wahrgenommen als störende und bisweilen kostspielige Konkurrenten um Wohlstand, Armut und Wohnung. Die Zuwanderer erinnern nicht zuletzt unterschwellig an die Verunsicherung der eigenen Lage im Zuge einer stürmischen Globalisierung, gegen die sich so mancher mit Hilfe eines fremdenfeindlichen Festungsdenkens blind stellen will. Selbst viele Befürworter von Zuwanderung argumentieren nur nutzenorientiert: Zuwanderung könne aufgrund der daraus resultierenden günstigeren Alters- und Sozialstruktur die aus der aktuellen demographischen Entwicklung resultierenden Probleme kompensieren helfen. Ausländer sind auch sehr willkommen im Sport; wenn sie etwa Spiele gestalten oder gar Tore schießen, werden sie beklatscht und voll akzeptiert. Auch die philippinische Krankenschwester ist fast allen, da „von Nutzen“, herzlich willkommen.

Andererseits ist es nicht sinnvoll, für einen naiven Multikulturalismus die Lanze zu brechen, welcher eine Einmischung in die Kultur von Anderen für prinzipiell illegitim hält oder gar die Ansicht vertritt, dass Menschenrechte nur für Angehörige westlicher Kulturen gelten. Jedes Land muss von den Zuwanderern die Beherrschung der Mehrheitssprache verlangen können; Grundwerte wie die Gleichberechtigung der Frau oder Meinungsfreiheit, aber auch das Prinzip der Trennung von Staat und Religion sind ebenfalls außer Frage zu stellen. Aber es ist fraglos ein ganz großer Irrtum zu glauben, Gleichheit und Gerechtigkeit könne prinzipiell als „das Eigene“, Gewalt und Unterdrückung hingegen als „das Fremde“ vorgeführt werden.

Viele Einheimischen verlangen von den Migranten letztlich unausgesprochen Assimilation, worunter die bewusste Aufgabe der kulturellen, religiösen und ethnischen Eigenart zu verstehen ist. Anzustreben wäre vielmehr eine Integration in dem Sinne, dass die Migranten Teile

der eigenen Identität bewahren können, aber durch die Aufnahme neuer Elemente der Prozess der gesellschaftlichen Eingliederung und Partizipation in Gang kommen kann.

### **Feindbilder: Islam, Türken...**

Viele Tiroler verstehen unter „sich anpassen“ also letztlich völlige Assimilation, was auch zur Folge hätte, dass die Muslime ihren Glauben aufgeben oder zumindest verleugnen müssten. Religion wird häufig dann als Störfaktor empfunden, wenn in ihrem Namen gleichberechtigte Teilhabe eingefordert wird - Konflikte wie die Frage von Moscheenbauten oder das Tragen des Kopftuchs führen uns diesen Umstand sehr deutlich vor Augen.

Als im Herbst 2005 in Telfs eine Moschee mit einem fast 20 m hohen Gebetsturm errichtet werden sollte, gingen die Wogen im Ort hoch, in dem mit 11,1 Prozent verhältnismäßig viele Muslime leben; in der Mehrheitsbevölkerung wurden Stimmen laut, die Angst vor „Überfremdung“ verrieten, die Sorge kam zum Ausdruck, man könnte die eigene Kultur und Identität verlieren. So mancher Kritiker will offenbar immer noch nicht zur Kenntnis nehmen, dass die muslimischen Mitbürger für immer hier bleiben werden und keine „Gastarbeiter“ mehr sind. Die von einer ablehnenden Mehrheit Etikettierten verhalten sich wiederum häufig den Klischees entsprechend: Nicht immer nur aufgrund behaupteter kultureller Unterschiede, sondern vielmehr auch zur Sicherung und Stabilisierung in einem als feindselig wahrgenommenen und erlebten Umfeld werden Signale von Zugehörigkeit (z. B. Kopftücher) verwendet und als Möglichkeit der Persönlichkeitsgestaltung und auch Abgrenzung begriffen.

In Tirol lebten bei der Volkszählung von 2001 insgesamt 27.117 Muslime (vor allem aus der Türkei und aus Bosnien), das sind 4,4 Prozent der Gesamtbevölkerung; weniger als ein Drittel von ihnen verfügt über die österreichische Staatsbürgerschaft. Laut einer Studie des Wiener Instituts für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften werden bis zur Jahrhundertmitte 14 – 26 Prozent der österreichischen Bevölkerung Muslime sein, zurückzuführen auf einen Zuwandereranteil von 40 Prozent und eine höhere durchschnittliche Kinderzahl (2,34 im Vergleich zu 1,32 bei Nicht-Muslimen).

Deren Situation wird in Gesprächen oft folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „Du bist hier als türkischer Europäer ein Ausländer; wenn wir aber in die Türkei gehen, sind wir dort auch Ausländer!“ Diese Aussage bringt nicht nur zum Ausdruck, dass die Bindungen an die Heimat mit der Zeit schwächer werden, das Zugehörigkeitsgefühl zur Verwandtschaft und zur Herkunftsregion Brüche bekommt; vielmehr zeigt sie auch, dass eine öffentliche Anerkennung in der Wahlheimat nur selten stattfindet, Migranten gehören auch nach Jahren „noch immer nicht dazu“ - was freilich auch in zahlreichen Tiroler Dörfern auf viele „einheimische“

Zugezogene zutrifft. Was tausende Tiroler im 17., 18. und 19. Jahrhundert in der Fremde erleben mussten, erfahren heute jedenfalls sehr viele Migranten bei uns.

Das Zustandekommen der Feindbilder spiegelt einen hohen Grad an Beliebigkeit wider und kann daher auch für politische Zwecke relativ leicht instrumentalisiert werden. So ist es möglich, dass dieselbe Eigenschaft beim eigenen Volk als positiv erlebt, den „Fremden“ aber zum Vorwurf gemacht wird. Beispielsweise kann der intensive Kontakt mit Landsleuten als Treue und Zusammenhalten gesehen, aber auch als Zusammenrotten oder verschwörerisches Verhalten interpretiert werden. Der sonntägliche Stammtisch im Dorfwirtshaus erfährt so eine positive Bewertung, das türkische Grillfest der Großfamilie eine negative.

Viele Migranten glauben immer noch daran, dass sie irgendwann wieder in ihre „Heimat“ zurückkehren werden, pflegen nicht zuletzt auch deshalb deren Sprache und idealisieren die „Heimatkultur“. Ein Problem für die Integration stellt sicher auch das Satellitenfernsehen dar, Kinder sitzen oft stundenlang vor türkischen Kanälen. Selbst wenn sie in Österreich geboren sind, leiden sie zudem oft unter der Diskrepanz zwischen den familiären und den gesellschaftlichen Werten der Mehrheitskultur. Zumal Frauen, die im Rahmen des Familiennachzugs nach Österreich kamen, erst nach vier Jahren einen eigenen Aufenthaltstitel erwerben können, bleibt ihnen der Arbeitsmarkt für Jahre versperrt, womit sie in ein Hausfrauendasein und in eine starke Abhängigkeit vom Ehepartner gezwungen werden. Zudem sind Ghettobildungen wie im Innsbrucker O-Dorf zu beobachten: Die ehemaligen „Gastarbeiter“ haben Anspruch auf Stadtwohnungen und wurden häufig jenen Betonblöcken zugewiesen, in denen die „Einheimischen“ nicht mehr wohnen wollten. Dies fördert natürlich Segregationstendenzen, es gibt nur wenig oder überhaupt keine Interaktion mit Mitgliedern der Aufnahmegerügsellschaft. Eine Übersiedlung in sozial gehobene Wohnviertel mit besseren Wohnungen wird durch hohe Mieten oder durch eine ablehnende Haltung von Vermietern und Grundstückseigentümern verhindert. Viele Tiroler haben mit Ausländern „gute Geschäfte“ gemacht, oft überhöhte Mieten für Wohnungen fragwürdigster Qualität verlangt. Waren in derartigen Fällen meist kaum kritische Stimmen zu vernehmen, so ist man ansonsten bedeutend kritischer: Wenn Ausländer gemeinsam ein Haus kaufen, das den Vorstellungen der meisten Einheimischen nicht mehr entspricht, heißt es rasch: „Die haben es notwendig, dass sie alles zusammenkaufen!“

Für Diskussionen sorgt auch der hohe Ausländeranteil an manchen Schulen, im Landesschnitt haben 12,4 % der Volksschüler und 9,3 Prozent der Hauptschüler nicht Deutsch als Muttersprache. Jedes fünfte Kind von Zuwanderern konnte in Österreich beim letzten Pisa-Test nicht einmal die einfachsten Leseaufgaben bewältigen. Die Leistungen werden aber mit der Dauer des Aufenthalts der Familien nicht besser, der Anteil der Schlecht-Leser bleibt auch bei den

Kindern der zweiten Generation fast konstant. Viele Lehrer nehmen bei den ausländischen Schülern offenbar vor allem Defizite wahr; ausländische Eltern erleben die Schule wiederum oft als bürokratische Macht, welche ihnen ihre Kinder durch eine auf Individualität ausgerichtete Erziehung entfremdet. Der bereits erwähnte Traum von der Rückkehr ins Heimatland bestimmt letztlich auch die Bildungsabsichten, welche viele Eltern für ihre Kinder haben: Meist steht das rasche Geldverdienen im Vordergrund.

## Epilog

Bei der Thematisierung von Migration tappt man leicht in die „Problemfalle“ – man spricht allzu häufig vom „Problem“ der Ausländer am Arbeitsmarkt, vom „Problem“ der Kriminalität oder vom „Problem“ der sozialen Integration. Andererseits ist es auch problematisch, wenn mit erhobenem Zeigefinger vorgegeben wird, wie man zu denken hat oder sich sanktionsfrei zu diesem Thema äußern darf.

Migrationen, Fremdsein und die Aufnahme von Fremden sind keine aktuellen und singulären Phänomene, keine Ausnahmesituationen, wie der kurze historische Streifzug gezeigt hat. Dankenswerterweise nimmt das Oberländer Bezirksmuseum auf Schloss Landeck in seiner Dauerausstellung seit Juli 2007 auf viele der angesprochenen Thematiken Bezug.

Beide, Minderheit und Mehrheit, sind beunruhigt, schreibt sehr treffend die Wiener Sozial- und Kulturanthropologin Sabine Strasser:

„Die einen haben Angst zu verlieren, was sie mitgebracht haben, die anderen drängen, das zu verteidigen zu dürfen, was sie aufgebaut haben. Obwohl Kulturen im Inneren heterogen und umstritten und nach außen durchlässig sind, keinen eindeutigen Platz und keine fixen Träger und Trägerinnen haben, verwenden die beteiligten Gruppen zunehmend eine unveränderbare und ‚reine‘ Kultur als Argument gegen drohende Veränderungen.“

Wenn es gelingt, bei möglichst vielen Menschen die Angst vor dem Unbekannten und Fremden zu vermindern, bei einigen sogar ein Darauf-Einlassen, wäre viel erreicht. Wenn man mittel- oder langfristig eine Situation wie in Frankreich oder in manchen deutschen Großstädten verhindern will, müssen jedenfalls in Österreich in den nächsten Jahren große Anstrengungen unternommen werden.

Die Vermittlung von Wissen allein reicht nicht, meint Thomas Geisen:

„Was wäre die Hartnäckigkeit des Wissens wert, wenn sie nur für die Aneignung der Erkenntnisse und nicht auch in gewisser Weise und soweit irgend möglich für die Verunsicherung des Erkennenden sorgte?“

DDr. Roman Spiss, geb. 1964 in Zams, studierte an den Universitäten Innsbruck und Klagenfurt Geschichte, Geographie und Politik. 1989 Eintritt in den Bundesdienst, seit 1999 unterrichtet er am BRG Adolf-Pichler-Platz in Innsbruck.

Er beschäftigt sich vor allem mit der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Tiroler Oberlandes und betreibt dazu umfangreiche Forschungen.